

kleinen Stadt damit schon unliebsames Aufsehen erregte. Völlig unsonst auch arrangierte Mama Maréchal mit bewundernswürdigem Geschmac scheindar ganz zufällig immer wieder die verführerischsten Tête-à-Têtes. Es war nichts zu wollen. Jacques Bertrand schien fest entschlossen, nie im Leben in den angeblich so gesicherten Hafen der Ehe einzuliegen.

Marie-Louise Maréchal aber wollte unbedingt heiraten. Sie hatte es sich — schon um ihre Freundinnen, diese „Gänse“, (alle Freundinnen und überhaupt alle Mädchen der Stadt waren natürlich Gänse) auszusuchen — nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Jacques Bertrand unter allen Umständen ihr Ehepartner werden müsse. Und da ihm auf normalem Wege absolut nicht beizukommen war, mußte er eben mit List und Tücke seiner Freiheit beraubt werden. Aber wie? Marie-Louise dachte angestrengt nach, und plötzlich fiel ihr ein, daß in kurzem ja der Dreikönigstag war. Am Dreikönigstag pflegt nach alter Sitte in Frankreich das Bohnenfest stattzufinden, in dessen Verlaufe allüberall der bedeutungsvolle Königstuchen verzehrt wird. In diesen ist die Königsbohne eingebaden, und derjenige der Gäste, dem bei der Verteilung des Kuchens das Stück mit der Bohne zufällt, wird für diesen Abend zum König ausgerufen und muß eine der anwesenden jungen Damen zu seiner Königin ernennen. Wenn nun Jacques Bertrand Bohnenkönig würde, so konnte er nur Marie-Louise als Königin wählen. Und dies mußte nach der ganzen Sachlage unweigerlich zu einer Verlobung führen.

Also beschloß Marie-Louise, dem Zufall ein wenig nachzuhelfen, und begab sich zu diesem Zweck in die Küche, wo die rundliche Köchin Jeanette regierte. Sie hatte mit dieser eine lange und ernsthafte Unterredung, und Jeanette empfand für die Wünsche ihres Fräuleins vollstes Verständnis. Wußte sie doch aus eigener langjähriger Erfahrung zur Genüge, wie schwer es ist, einen Mann zum Heiraten zu verlocken. So erklärte sie sich sofort bereit, sich beim Baden des Königstuchens die Stelle, an der sie die diesmal besonders große Bohne hinein verpacken würde genau zu merken und sie mit einer verguldeten Nadel zu bezeichnen, damit Herr Bertrand auch dann bestimmt das richtige Stück bekäme.

Zarwadusch.

Zukige Kleinigkeiten von Kurt Miethse.

Zarwadusch suchte eine Köchin.

Auf sein Inserat meldete sich eine dralle Person namens Laura Tidetupf.

„Fräulein Tidetupf, sagen Sie mal die Wahrheit, warum Sie aus Ihrer vorigen Stellung hinausgeschmissen worden sind.“

„Weil ich immer an den Türen gehorcht habe.“

„Und bei wem waren Sie angestellt?“

„Bei Zarwadils.“

„Bei Zarwadils? Ausgezeichnet! Ich engagiere Sie aber in der Dämmerstunde müssen Sie immer zu mir kommen und mir erzählen, was Sie bei Zarwadils gehört haben.“

Zarwadusch wohnte an der See. In der Pension Magertisch.

Eines Tages kam Frau Magertisch, die Pensionsmutter, in das Gästezimmer gerannt. Ihre Knie schlotterten, und ihre lange Nase war schneeweiß. „Eine Ratte, eine Ratte ist in der Speisekammer!“ schrie sie.

Seelenruhig meinte Zarwadusch: „Warum regen Sie sich da so auf, meine Güte? Schließen Sie einfach die Tür zu, und lassen Sie das Vieß verhungern.“

Zarwadusch promenierte mit Anna Kathrein durch eine Kastanienallee. Selig Arm in Arm und Auge in Auge. Plötzlich fährt aus einem Gebüsch eine riesige Bulldogge kläffend hervor. In der nächsten Minute befindet sich Zarwadusch auf dem nächsten Kastanienbaum in Sicherheit.

„Zarwadusch!“ brüllt Anna. „Rette mich!“

„Komm 'rauf!“ erwidert Zarwadusch.

„Ich kann doch nicht klettern. Komm 'runter und jag' den Hund fort!“

„Ich denke ja gar nicht daran.“

„Vor zehn Minuten hast Du mir noch geschworen, für mich würdest Du dem Tode ins Auge schauen.“

Der Dreikönigstagabend kam heran. Jacques Bertrand war der freundlichen Einladung der Familie Maréchal gefolgt. Er saß neben der Tochter des Hauses. Man hatte ihm ein gewaltiges Stück des lederen Königstuchens auf den Teller gelegt. Und Marie-Louise und ihre Mutter harrten mit heimlichem Herzklopfen der Dinge, die da kommen sollten. Jacques Bertrand selbst machte sich mit gutem Appetit an die Verteilung des Tortenstückes. Doch auf einmal hielt er ein — er hatte auf irgend etwas Großes, Rundes, Hartes gebissen. „Die Bohne“, dachte er. Gleichzeitig schoß ihm auch schon der Gedanke an alle Folgen des Bohnenkönigtums blitzschnell durch den Sinn. Der Zwang, Marie-Louise als Königin zu erwählen, die moralische Verpflichtung, sich ihr später zu erklären — es wurde ihm heiß und kalt. In Sekundenschnelle faßte er einen heroischen Entschluß. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, griff nach dem Weinglas, das vor ihm stand, nahm einen tüchtigen Schluck, würgte ein wenig — und schon war die unheilbringende Bohne verschwunden. Jacques Bertrand konnte sich mit leerem Munde und erleichtertem Herzen neuerdings dem Verspeisen seines Kuchenrestes zuwenden.

Vergnügt beobachtete er das Erstarren der Familie Maréchal, als in dem ganzen Königstuchen nirgends eine Bohne zum Vorschein kam. Voll heuchlerischer Treuerzigkeit stimmte er lebhaft in das allseitige Klagen über die Vergesslichkeit der Köchin, durch welche die Gesellschaft um den Hauptpaß des Bohnenkönigsfestes gebracht worden war.

Niemand konnte sich, als Jeanette später hoch und teuer beschwor, die Bohne tatsächlich in den Kuchenteig gegeben zu haben, deren spurloses Verschwinden erklären. Nur Jacques Bertrand wußte, auf welche Weise sie sich entmaterialisiert hatte. Doch obgleich er im Interesse seiner Freiheit gern manches Ungemach auf sich nahm, empfand er doch das Verschlingen einer großen, dicken, trockenen Bohne keineswegs als ein Vergnügen. Deshalb ging er in Zukunft jeder Einladung zum Dreikönigstschmaus sorgsam aus dem Wege, um ja nicht etwa noch einmal irgendwo ein derart schwerverdauliches Symbol schlucken zu müssen.

„Sei nicht so unlogisch, Anna! Das siehst Du doch selber, daß der Hund noch nicht tot ist.“

„Warum haben Sie neulich Ihren Hut vor mir abgenommen?“ wird Zarwadusch von einer jungen Dame gefragt. „Sie kannten mich doch noch gar nicht.“

„Das stimmt“, gibt Zarwadusch zur Antwort. „Aber Zarwadil kennt Sie, und es war sein Gut.“

Zarwadusch schwanzte den Kellner an: „Hörchen Sie mal zu, Herr Ober! Ich habe eine Wurst bestellt. Gut. Die haben mir die Wurst gebracht. Gut. Ich esse sie, und auf was beiße ich? Auf Holz beiße ich. Bitte, hier ist das Stück Holz, auf das ich gebissen habe. Nun will ich Ihnen mal was sagen: Ich bin gern bereit, den Hund zu essen, den Sie in die Wurst gemengt haben, aber daß ich auch noch die Hundehütte essen soll, das, wissen Sie, ist eine ganz ungeheuerliche Rummatura.“

Zarwadusch begegnet Zarwadil.

Zarwadil geht freudestrahlend auf ihn zu: „Hallo, wie geht's, wie steht's, was macht die Frau Gemahlin, schönes Wetter heute, die Milch ist schon wieder teurer geworden, apropos — Du hast wohl keinen Zehnmarkschein bei Dir?“

„Woher weißt Du?“ entfernt sich Zarwadusch kühl.

Zarwadusch langweilt sich im Kaffeehaus.

Kommt ein netter, fetter Herr zu ihm an den Tisch: „Ach, Verzeihung, würden Sie mit mir eine Partie Schach spielen?“

„Gern“, gibt Zarwadusch zurück.

Sie spielen. Eine Partie. Zwei Partien. Plötzlich: „War sehr schön“, sagt nach Lokalschluss der nette, fette Herr, „war sehr schön. Kommen Sie morgen Abend wieder?“

Zarwadusch überlegt einen Augenblick, dann sagt er zu: „Eigentlich wollte ich morgen heiraten, aber das kann ich ja zurückstellen. Also dann auf Wiedersehen morgen Abend.“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

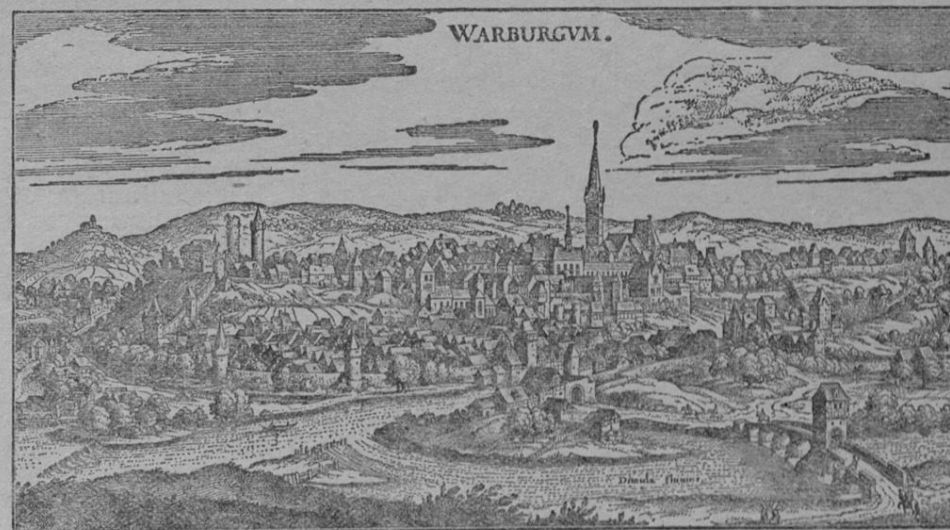
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Auid, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 102

28. Dezember 1929

4. Jahrgang



8. Fortsetzung.

Er laufte.

Reißes Weinen drang an sein Ohr. Schmerzhaft verzog er sich seine Züge.

Dreimal klopfte er, dann trat er langsam ein und blieb an der Tür stehen.

Helen, schwarz gekleidet, deren Blauaugen so weh blickten, daß der Neger die Lider senkte und die Hände bewegte, als wenn er tröstend streicheln wollte, trat ihm entgegen.

„Was bringst du, guter Tom?“ fragte die schöne junge Frau mit wehem Lächeln.

Klein-Eva saß am Boden und hielt sich mit glücklichen Lächeln an ihrem schwarzen Gewande fest.

Sie strich ihrem Liebling über das blondlockige Haar. „Was bringst du, Tom?“ wiederholte sie.

Der alte Neger fuhr zusammen. „Dh, Tom nix Gutes bringen. Massa will mit Missis reden.“

Sie wurde einen Schein blässer.

„Meines toten Gatten Bruder, der Mörder, der sich wie der Herr im Hause gebärdet? Sag ihm, ich mag ihn nicht sehen.“

Tom stand erschrocken in der Tür und rührte sich nicht. Schließlich sagte er bekümmert: „Dh, Tom haben große Angst Wird Massa Tom schlagen?“

Sie atmete schwer, dann schritt sie zu dem Tische und schrieb ein paar Zeilen auf ein Stück Papier.

„Ich habe es dir aufgeschrieben, Tom. Hier bring es ihm!“

„D Missis, so gut sein, so gut.“

Er beugte sich nieder und küßte den Saum ihres Kleides. Dann war Helen Wilde, die junge Witwe des Millionärs, allein. Sie sah des Gatten Bild an der Wand an, und heiße Zähnen rollten ihr über die Wangen.

„Du Geliebter, warum haben Mörderhände dich von mir gerissen?“

Doch das Kind, die kleine Eva, konnte die Mutter nicht traurig sehen, sie lachte so herzlich, daß Helen sie hochnahm und innig an sich drückte.

„Du, mein Goldkind, daß ich dich noch habe!“

Es klopfte scharf an der Tür. Helen fuhr zusammen.

„Herein!“ rief sie, und ihr Schwager Peter Allan Wilde trat ein. Aus seinen Zügen sprach der rücksichtslos. Tatmenisch.

„Guten Abend, Madam! Da Sie meinem Wunsch: nicht Folge leisten, muß ich mich wohl oder übel bequemen, zu Ihnen zu kommen. Sie gestatten, daß ich mich sehe.“

Er nahm am Tische Platz und schlug die Beine übereinander.

Helen riß alle Energie zusammen.

„Was wünschen Sie?“

„Sofort, meine Beste. Etwas rein Geschäftliches. Ich habe Ihnen nach Rücksprache mit meinem Bruder Willi einen Vorschlag zu machen. Wir bieten Ihnen eine Rente von monatlich hundert Dollar und außerdem 50 Dollar für die Krabbe, wenn Sie schriftlich auf alle sonstigen Ansprüche verzichten.“

Frau Helen Wilde stand einen Augenblick wie versteinert da, dann faßte sie sich aber rasch.

„So, das ist Ihr Vorschlag, Mister Wilde. Und — wenn ich ihn zurückweise?“

„Dann erhalten Sie nichts!“ sagte er brutal.

„Als Univerfalerbin? Oder sollte Ihnen nicht bekannt sein, daß mein Mann mir und meinem Kinde alles vermacht hat, daß Ihnen nicht ein Grashalm auf diesem Besitz gehört!“

„Das will ich wohl glauben, daß unser lieber Bruder der kleinen blonden Krankenschwester alles zugedacht hat. Sieht ihm ähnlich. — Aber zum Teufel, wir zwei Brüder können uns nicht darum. Wenn Sie sich auch das Testament erzhlichen haben, es ist ja nur ein lumpiger Feggen Papier. Hundertundfünfzig Dollar, nicht einen Cent mehr, die wollen wir Ihnen monatlich lassen. Wir behaupten, daß Sie mit Harry eine ordnungsgemäße Ehe geschlossen haben. Es war Ihnen erwünscht, auf diese Weise zu einem angenehmen Leben zu kommen.“

Die blassen Wangen der schönen, jungen Frau waren vor Erregung gerötet.

„Glauben Sie, erbärmlicher Burche, daß ich mich von Ihnen einschüchtern lasse? Das Testament ist in guten Händen, auch der Trauschein. Ich werde für mein Recht kämpfen, nicht für mich, ich brauche nichts, aber meinem Kinde bin ich's schuldig.“

Peter Allan Wilde lachte kurz auf.

„Ihr Temperament könnte mich reizen. Aber befürchten Sie in der Hinsicht nichts. Wir wollen lediglich das Erbe unseres Bruders, das uns zusteht.“

„Um den Sie sich bei Lebzeiten nicht gekümmert haben, der Sie mordeten!“

Allan aucte zusammen.

„Mistress Wilde, seien Sie vorsichtig. Es ist klar erwiesen, daß mein unglücklicher Bruder Selbstmord verübte. Der Schuß wurde nachweislich aus ganz kurzer Entfernung abgefeuert.“

„Ja, von der großen Sylmore aus, die fast bis ins Fenster reicht!“ rief sie erbittert.

„Denken Sie, was Sie wollen. Jedenfalls warne ich Sie, meine Beste. Sie sind nicht in Ihrem langweiligen Deutschland, wo einer bestraft wird, wenn er links geht. Sie sind hier fernab jedes Schutzes.“

Unerschrocken sah ihm die junge Frau ins Gesicht. „Sie irren. — Ich habe Schutz — mich selber und dann meinen Gott.“ Peter Allan Wilde lächelte.

„Ueberlegen Sie es sich, Madam. Zwei Tage haben Sie Zeit. — Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß die Leute, die ich mitgebracht habe, dafür sorgen werden, daß nicht eine Maus ohne meinen Willen aus dem Hause kommt.“ „Also Gewalt?“ Hellste Empörung loderte aus Helens Worten.

„Ja! Ich will, daß Sie mir keine unnützen Schwierigkeiten machen. Tun Sie im Hause, was Sie wollen. Aber — keinen Schritt außer dem Hause.“

Krachend flog die Tür zu und Frau Helen war mit ihrem Kinde allein.

Einen Augenblick stand sie regungslos. Dann verließ sie die Kraft. Heftig weinte sie auf.

Die kleine Eva sah ängstlich auf die Mutter. Ihr Mündchen verzog sich zum Weinen.

„Mammam!“ bat sie, und das kleine Stimmchen zitterte. Da riß sie das Kind wild an sich und küßte es heiß.

„Du, mein Goldkind, du, mein Süßes! Gottlob, daß ich dich habe! Für dich will ich kämpfen. Du sollst meines Vaters Erbe besitzen.“

Das Kind schmiegte sich innig an sie und schlang die Arme um sie.

„Mama, du bist feil!“ flüßelte es und die Blauaugen leuchteten die Mutter an.

Die Nacht kam. Helen lag wach und lauschte den ruhigen Atemzügen ihres Kindes.

Ihr war mit einem Male so bang in der Seele, daß sie erschauerte.

Sie horchte auf. Was war das! Ihr schien, als bemühe sich jemand, die Tür zu öffnen. Rasch schlug sie Licht.

Da sah sie, wie sich die Türklinte bewegte.

Sie riß den Revolver hervor, den sie immer bei sich führte, und richtete ihn nach der Tür.

Befreit atmete sie auf. Die beiden starken Riegel waren vorgehoben.

Die Klinte ging wieder hoch und sie hörte schleichende Schritte. Alles wurde wieder still.

Es geht ums Leben! küßte sie. Und der unverzagte Frau klopfte nun doch das Herz stürmisch.

Sie sah auf ihr Kind. Eine namenlose Angst packte sie. Fort, nur fort! schrie alles in ihr.

„Um dich geht's, mein Liebling. Ich muß dich in Sicherheit bringen.“

Fieberhaft arbeiteten ihre Gedanken, und sie fand die ganze Nacht keine Ruhe.

Am Morgen brachte Tom einen Brief Peter Allan Wildes. „Ich bin drei Tage abwesend. Am Freitag erwarte ich Ihre bestimmte Antwort. Ich warne Sie nochmals, das Haus zu verlassen.“

Der Brief trug keine Unterschrift.

Drei Tage Zeit, das hieß Rettung.

„Tom, du mußt mir helfen!“

„O Missis, Tom alles tun, was Missis wollen.“

„Ich muß fliehen mit meinem Kinde. Es geht ums Leben. Man will uns hier umbringen.“

„Tom will helfen. Massa sein schlecht. Klein-Eva sollen sterben. Tom hatte gehört, wie er zu Affana sagen, wenn Kind nicht mehr leben, er goldene Kette, große goldene Kette geben: Oh, Tom, auf der Hut sein.“

Affana hieß die dicke Köchin.

Helen war totenblaß geworden.

„Und Affana —?“

„Affana will goldene Kette haben. Affana ist schlecht, oh, so schlecht. Tom nicht lassen zu. Tom passen auf. Missis Klein-Eva keine Milch von Affana geben.“

„Guter Tom!“ sagte Helen und heiße Tränen liefen ihr über das Antlitz.

„Oh, Missis, nicht weinen. Tom haben einen Gedanken. Tom wollen sprechen mit schwarzen Brüdern — oh, so treu alle, nur fremde Männer böse. Oh, spielen und fluchen.“

„Guter Tom, hilf mir fort von hier. Hilf mir, ich will dir es reichlich lohnen.“

Tom ging zu seinem schwarzen Kameraden, zu dem jungen Neger Saul.

„Saul, Bruder, höre Tom reden. Missis muß fort. Massa wollen Missis und Klein-Eva umbringen. Tom und Saul müssen Missis fliehen helfen.“

Saul rollte wild die Augen und nickte heftig.

„Tom haben gutes Gedanken. Saul reiten zu Massa Seidemann.“ Das war der deutliche Farmer, der acht Reittunden entfernt eine kleine Farm besaß. Der „Inselfarmer“ wurde er genannt, denn er hatte sein Haus auf die Insel in einem Nebenflusse des Arizoba, dem Malang, gebaut. Auf diese Weise war es eine kleine Festung, die bei Angriffen durch Indianer gute Dienste geleistet hatte.

„Saul reiten zu Massa Seidemann.“

„Well, nehmen Brief von Missis mit. Geben Brief Massa Seidemann.“

Saul wiederholte brav.

„Saul lassen sich geben Brief von Massa Seidemann für Missis und bringen Brief Tom. Ganz heimlich reiten, Tom. Heute nacht fort, morgen nacht wiederkommen.“

Er sagte es ihm noch einmal, und dann hatte Saul begriffen.

* * *

Frau Helen hatte ihren Liebling angezogen. Klein-Eva hatte prächtig geschlafen und lachte und plauderte in einem fort.

„Bulle!“ sagte sie dann. Sie meinte ihre Milchflasche.

Da ging schon die Tür auf, und ein junges Negermädchen, Mary, brachte die Milch für Klein-Eva.

Eine Flut von zärtlichen Worten ging auf das Kind nieder, das lachend der Schwarzen in das Wollhaar fuhr.

Frau Helen lächelte matt, nahm die Milch und schüttelte sie in die Flasche.

Verlangend streckte das Kind die Arme nach der geliebten „Bulle“ aus.

Frau Helen gab sie ihr, und Klein-Eva faßte sie glücklich. Da fielen ihr Toms Worte ein.

„Von wem hast du die Milch?“

„Von Affana!“

„Um Gottes willen!“ rief Frau Helen entsetzt.

„Klein-Eva hatte eben angesehen und wollte trinken, da riß ihr die Mutter die Flasche fort, zog den Sauger herunter und roch.“

Totenbleich ward sie und wankte.

„O gute Missis, gute Missis!“ jammerte das Negermädchen und stützte Frau Helen. „Was sein mit Milch?“

„Gift ist drin.“

„Gift? — Das macht doch tot.“

„Affana will mein Kind vergiften, damit sie die goldene Kette von meinem Schwager bekommt.“

Mary starrte sie sprachlos an, dann packte sie das Kind und küßte es heiß. Tausend Rosenamen sprudelte sie hervor.

Dann kauerte sie sich einige Schritte vor dem Kind nieder.

Langsam sah sie es an, und die guten schwarzen Züge verrieten eine Fassungslosigkeit ohnegleichen.

Wie geistesabwesend, als begriffe sie nicht, blickte sie das holde Wesen an.

Dann murmelte sie vielleicht zehnmal für sich hin: „Affana wollen Klein-Eva töten.“

Immer hastiger sprach sie es, bis es zu einem wilden Gestammel, unartikulierten, halblauten Schreien wurde.

Wahnsinniger Haß schrie aus ihren Zügen.

„O Mary wissen, was tun. Affana hüßen. Affana wollen Klein-Eva töten. Affana dickes, schlechtes Nigger.“

Schnell sprang sie auf und raste aus dem Zimmer, in dem Klein-Eva nach dem gewohnten Morgentrunk schlief.

Sie huschte nach der Küche.

An der Tür schlich sie heran. Affana hantierte in der Küche und drehte ihr den Rücken zu.

Ganz vorsichtig öffnete sie die Tür etwas. Ihre gut-nütigen Züge verzerrten sich.

Auf dem Tische stand das Frühstück der schwarzen Köchin. Ein Gefäß mit Milch und ein mächtiges Stück Fleisch.

Mary lautete.

(Fortsetzung folgt)

Eifersucht.

Humoreske von Paul Dahms.

„Holt Du mich morgen von der Klavierstunde ab?“ Das war immer Dienstags ihre Frage an Rolf, wenn sie sich trennten. Jeden Dienstag um neun Uhr stand er in den Anlagen an der Normaluhr und erwartete Renate. Nach jeder Unterrichtsstunde war Rolf mit ihr zusammen. Doch seltsam

zünftig hatte sie nicht mehr gefragt: „Holt Du mich ab?“

Trotzdem stand er an der Normaluhr und — sie kam, auch ohne Verabredung.

Einsmal sagte sie: „Ich gehe morgen wahrscheinlich nicht zur Stunde.“

Und er stellte heimlich beobachtend fest, daß sie doch ging. Er erwartete sie, aber sie kam nicht.

Um halb zehn stand er noch. Was sollte das heißen?

Im Schutze der Bäume und Sträucher pirschte er vor das Haus, stellte sich so auf, daß er in ziemlicher Entfernung doch noch die hell erleuchteten Fenster beobachten konnte.

Durch die Vorhänge sah er auf einem Flügel eine rosene Lampe. Und dahinter — ja, das war doch ihr kleiner Wuschelkopf, mit dem sie sich immer so gern an seine Brust kuschelte.

Neben ihr saß ein Mann, der Klavierlehrer. Natürlich, sagte er sich, machen sie eine kleine Ueberstunde, spielen außer Programm vielleicht noch schnell das Wiegenlied vom kleinen Prinzen, das sie so gern hat. Jetzt erhob sie sich, ging irgendwohin, an einen Tisch. Nun wird sie wohl gehen. Nein. Sie nahm noch einmal am Flügel Platz und spielte. Da erhob sich der Lehrer und stellte neue Noten auf. Rolf glaubte deutlich zu sehen, wie der Lehrer mit dem Finger über die Noten fuhr. Sie hatte wohl falsch gespielt und beugte den kleinen Wuschelkopf tief auf das Notenblatt. Auch der andere beugte seinen Kopf tief herab. Der da draußen aber erstarrte, sein Blut stockte in den Adern. Denn: sie küßten sich! Sie legte sogar ihren zarten, weichen Arm um des Lehrers Hals, so wie sie es immer tat, wenn sie recht lieb zu ihm war.

Zum Teufel, also doch ... Er hätte das Haus stürmen und alle Fenster einschlagen mögen.

Ruhe — Ruhe ...

Es wurde elf, und er stand noch immer. Die zwei da drüben spielten und küßten sich ...

O, du treulose Renate ... Er war allein und wartete und beobachtete. Sein Herz wollte zum Halse hinaus.

Das Licht wurde ausgeschaltet. Im Wohnzimmer wurde es hell. Zwei Schatten huschten dort hinein. Und nun konnte er nichts mehr sehen als kleine Lichtstreifen, die durch die Vorhänge schienen.

Trennlos! — Wilde Gedanken jagten in tollem Wirbel durch sein Gehirn. Renate, Renate! Was tust Du!

Er konnte kaum noch denken. Hatte der Lehrer sie zu einem kleinen Mahl eingeladen? Sahen sie nun dort an feinem gedecktem Tisch und stiegen mit berauschendem Sektwein an?

Strahlte sie ihn mit leuchtenden Augen an und lachte sie mit ihrer hell klingenden Stimme? Er glaubte ihre Stimme zu hören ...

„Renate, Du, fühlst Du nicht, daß ich hier draußen Deiner wartet? Hat die Musik Dich berauscht, der Kerl Dich betört?“

Warten, warten bis sie kommt, und dann vor sie hinstreten und in ihre Augen sehen mit einem langen, tödlich verlegenden Blick und nichts sagen und still weitergehen ... Oder sollte er eine Szene machen? Sollte er den ganzen Aufbruch seines Innern hinaus wettern? Das wäre töricht. Oder

— oder, ja was denn! Er konnte kaum noch stehen. Die Uhr schlug eins. Es war längst dunkel im ganzen Hause. Da zog er wütend heim. Und hatte eine schlaflose Nacht.

Am anderen Tage traf er sie. Sie hatte ein bitterböses Gesicht aufgesetzt und war dennoch madonnenhaft schön anzusehen. Er, sieh nur die Heilige, die Scheinheilige! Schmolzen fragte sie: „Warum hast Du mich gestern nicht abgeholt?“ Das war stark. Welch eine Taktik!

Er heuchelte: „Ich nahm an, Du bist nicht zur Stunde ...“

„Ich war es doch.“

„War's schön?“ Die Frage hatte einen ironischen Klang.

„Ich hatte gestern keine Stimmung.“

„Ei, sieh mal, sieh ... diese Verstellung ...“ dachte er. „Ich mußte den ganzen Abend an Dich denken ...“

„Ach, wie nett.“ Nebenbei dachte er: Diese Frechheit. Sie abenteuer, tut aber, als wäre gar nichts geschehen.

„Wann bist Du gegangen?“

„Zehn nach neun!“

Das war zu viel! „Du lägst!“ Er stand in voller Breite vor ihr. Sie sah ihn mit ihren schönen Augen maßlos erschauert an und sprach kein Wort.

„Aha, jetzt kommt die Erkenntnis, weil sie sich ertappt fühlt, dachte er. — Sie schwieg.“

„Du warst um elf, um zwölf, um eins noch bei Deinem feinen, lieben Herrn Lehrer! Ihr habt Euch geküßt und ...“

„Langes Schweigen. Schuld? Keine?“

„Nein! Sie lachte, lachte hell auf, daß er sich schon umblühte, ob Menschen in der Nähe waren.“

„Ich habe Dich beobachtet, bis alles dunkel im Hause war! Und Du lachst noch!“

„Du hast uns beobachtet? Du ...? — Uns ...?“

Und sie lachte, lachte!

Das ging über die von ihm gesetzte Grenze verständiger Aussprache. Ihr Lachen stachelte seine Erregung aufs höchste. Jetzt mußte er mit Beweisen dienen. Knirschend sollte sich die ertappte vor ihm beugen. Sie war schuldig! Und furchtbar das Urteil, das dem „Schuldig“ folgen mußte.

Er griff nach ihrer Hand, sagte „Komm!“ und zog mit ihr nach der Promenade. Halb widerwillig, halb neugierig folgte sie ihm.

Sie standen auf seinem Beobachtungsposten.

„Hier habe ich alles gesehen! Leugnest Du noch?“

„Dort drüben die Parterrewohnung?“

Und sie lachte von neuem!

„Das, Renate, hätte ich nie, nie von Dir gedacht.“

„Du großer, dummer, dummer Aff!“

Ja, war denn sie oder er von Sinnen ...?

„Mein feiner lieber Herr Lehrer — fünfzig Jahre alt — wohnt mit seiner kranken Frau im obersten Stockwerk — Siebelwohnung — die Du von hier aus gar nicht beobachten kannst. Gehe hinaus und erkundige Dich. Späzig ist, daß Du das trauliche Beisammensein eines jungen Ehepaares beobachtet hast ... Vier Stunden lang ...“

Sie konnte ihr Lachen kaum bändigen, während er der Höllenstunden fluchte. Und er kam sich furchtbar dumm und lächerlich vor und gelobte, nie mehr eifersüchtig zu sein.

Das Bohnenfest.

Humoreske von C. Droske-Hülshoff.

Herr Jaques Bertrand war Besitzer einer mittleren Automobilfabrik, von stattlicher Figur, äußerst wohlhabend und Junggeselle. So konnte es folglich nicht wundernehmen, daß er in allen tüchtigeren Familien der kleinen Stadt umweit von Paris immer ein überaus gern gesehener Gast war. Alle besorgten Mütter ließen es sich angelegen sein, Jaques Bertrand den Segen einer geordneten Häuslichkeit demonstrativ vor Augen zu führen sowie ihre mehr oder minder reizvollen Töchterchen auf jede erdenkliche Art heraus zu streichen. Selbst die Taisache, daß Jaques Bertrand, so oft es sein Beruf nur irgend gestattete, nach Paris zu fahren und dort, wie man hörte, ein höchst lockeres und vergnügtes Leben zu führen pflegte, konnte sie durchaus nicht beirren. Denn jede

der tüchtigen Mamas dachte im Stillen, wenn er nur erst einmal ihr Schwiegersohn wäre, dann würde man ihm derartige Junggesellengewohnheiten schon rasch austreiben!

Jaques Bertrand seinerseits aber schien Derartiges zu ahnen. Als weiser und vorsichtiger Mann erschien er zwar überall, wo man ihn zuvorkommend einlud, ließ sich alle Fürsorge gern gefallen und vergalt dieselbe durch reichste Entfaltung seiner beachtenswerten geselligen Talente, ohne die auf ihn gesetzten Hoffnungen in die Tat umzusetzen.

Nach nicht im Hause Maréchal, wo er am längsten und häufigsten verkehrte. Ganz und gar vergeblich warf das hübsche Fräulein Marie-Louise Maréchal ihm die ausdrucksvollsten Blicke zu, umsonst trug sie ihm zu Ruch und Frommen Kleider von einem derart abwaschen Schnitt, daß sie in der